

Gemeinde*leiten*

Für Kirchenvorstände, Kirchengemeinderäte, Presbyterien, Kirchenälteste

Orientierung

Anregungen

Impulse



Foto: pixabay.com

Was braucht Gemeinde wirklich?

- | | |
|---|---|
| • Was braucht die Gemeinde | 2 |
| • Juristische Rahmenbedingungen | 4 |
| • Ehrenamt macht glücklich – aber nicht als Lückenbüsser | 5 |
| • Ehrenamtliche gestalten Gottesdienst –
selbstbestimmt, anders, richtig gut | 6 |
| • Kirche als Mischwald | 8 |

Was braucht die Gemeinde?

Unsere Kirche wird umgebaut – bei laufendem Betrieb. Was wird aus Gebäudebestand, Verteilung des Personals, Zuschnitt der Gemeinden – angesichts schrumpfender Mittel? Gleichwohl ist es nötig, mitten in den Debatten innezuhalten und zu fragen: Was braucht Kirche (immer, auch jetzt), um Kirche zu sein und sich als Kirche gesund zu entwickeln?

Das ist die 1-Million-Euro-Frage. Vergleichbar höchstens mit der Frage, was die Fußball-Nationalmannschaft nach dem erneuten WM-Desaster 2026 (ich sage nur: Paraguay!) braucht, um sich aus dem sportlichen Mittelmaß zu befreien. Mehr Jürgen Klopp wagen! Bessere Jugendarbeit! Mehr Straßenfußball als Akademie-Gehabe. Endlich wieder einen echten Weltklasse-Kicker im Mittelfeld wie Rodri in Spanien!

Aber nein, bei ›Kirchens‹ ist es *noch komplizierter*. Wir kennen ja seit Menschengedenken aufs Ganze gesehen nur »Abstiegskampf«. Die Zahlen (Mitglieder und finanzielle Ressourcen) kennen nur *eine* Richtung: nach unten. Und die engagierten Menschen in der Kirche rufen nach dem, was sie für unabdingbar halten: »Unsere Pfarrstelle! Unser Gottesdienst! Unsere Konfi-Gruppe! Unsere Unabhängigkeit als Körperschaft des öffentlichen Rechts (KdöR).« Und wer, dem die Ortsgemeinde am Herzen liegt, wollte das nicht verstehen! Aber die mit überörtlicher Leitungsverantwortung schauen auf die Zahlen und rufen ebenso ernsthaft: »In der regionalen Verknüpfung liegt unsere Zukunft. Da können wir hauptamtliches Potenzial bündeln, nachhaltige Arbeit leisten – unter diesem Dach soll es auch den Ortsgemeinden nicht schlecht gehen. Aber unterschätzt nicht die disruptive Entwicklung im Großen und Ganzen!«

Andererseits ist es ›zu Hause‹ keineswegs so, dass die Abbrüche so massiv zu spüren wären. Man hört von den großen Umbauten der Kirche. Aber... »Hier bei uns«, »vor Ort« sind vielleicht keine blühenden Landschaften, aber intakte kleinere oder größere Gemeinden, in denen wir mit viel Herzblut mitarbeiten. Auch als Presbyterinnen und Presbyter, denen das Herz aufgeht: angesichts lebendiger Konfi-Jahrgänge, deren ›Absolvent:innen‹ als Teamer weitermachen, nach bewegenden Osternächten, an deren Ende man müde, aber innerlich erwärmt nach Hause geht, nach einer Bestattung, die mehr als ein Ritus, ja, die echter Trost war, nach einer Sitzung (auch das!), in der wir nach langen, schwierigen Diskussionen zueinander fanden, nach einem Gospel-Konzert, in das wir soviel investiert hatten. Also, reden wir uns nicht selbst in die depressive Kirchenstimmung hinein! Es ist *aufs Ganze gesehen* schwierig, mancherorts auch kaum noch zu stemmen, aber eben auch *hier und da*: durchaus lebendig!

Wie kommt es zu solcher Lebendigkeit? Was brauchen wir dafür – und was können wir beitragen, was auch nur erbitten und empfangen? Und umgekehrt: Was ist zwar wertvoll, aber nicht unverzichtbar? Was ist vielleicht sogar – Ballast?

Tatsächlich lohnt es sich, hier etwas Theologie zu treiben. Keine Sorge, nicht abstrakt und voller komischer Begriffe. Konkret: mit der Frage, was ›Kirche‹ ausmacht.¹ Fragen wir uns durch, stets mit der Frage im Sinn, was wir als Gemeinde vor Ort brauchen, um gut leben zu können, um Bestand zu haben (auch nach Schüben der Regionalisierung) und um Wirkung in unsere Umgebung zu entfalten. Was brauchen wir?

Die *erste Einsicht* lautet: Wir brauchen nicht alles mit gleicher Dringlichkeit. Höchste Dringlichkeit hatte für die Reformatoren, dass sich Menschen versammeln und miteinander das Evangelium vom gekreuzigten und auferstandenen Christus hören, von der Gnade, die uns im Glauben zuteil wird (ohne Werke des Gesetzes) und von dem neuen Leben, zu dem uns Christus ruft, wenn wir uns ihm anschließen. Christus *ruft* uns und *dieser Ruf* erweckt eine Gemeinschaft von Menschen zum Leben. Sie hören und feiern das Evangelium, sie beten und singen, sie bekennen ihren Glauben und dienen ihren Mitmenschen. Sie feiern das Mahl und sie taufen die, die dazukommen. Das Unverzichtbare ist: das Evangelium gemeinsam hören, beten und loben, das Mahl feiern, taufen. Ist dafür eine feste Form vorgeschrieben? Nein! Wir haben schöne Liturgien und feiern gerne sonntags in der Kirche. Ja, aber das hat nicht dieselbe Dringlichkeit wie das Evangelium selbst. Andere Orte und Zeiten, andere Abläufe und Rollen, andere Lieder – Hauptsache, sie dienen dem Unverzichtbaren: der Versammlung derer, die das Evangelium hören.

¹ Der Verfasser hat profitiert von: Abraham, Martin: Evangelium und Kirchengestalt. Berlin/New York 2007. Und er hat sich mit Patrick Todjeras zusammen geäußert: Todjeras, Patrick/Herbst, Michael: Blühen lassen. Leipzig 2026. Und: Todjeras, Patrick/Herbst, Michael: Begabt und ermächtigt. Ehrenamtsgemeinden mit hauptamtlicher Assistenz. Leipzig 2026; Todjeras, Patrick/Herbst, Michael/Schröder, Bernhard (Hg.): Regiolokal. Leipzig 2026.



Prof. Dr. Michael Herbst war westf. Pfarrer in Münster und Bethel, Lehrstuhlinhaber für Praktische Theologie in Greifswald (und Direktor des Instituts zur Erforschung von Evangelisation und Gemeindeentwicklung). Im Ruhestand arbeitet er ehrenamtlich am Institut zur Erforschung von Mission und Kirche (Wels/Österreich) mit, predigt und gehört zum Kirchenvorstand seiner Bamberger Ortsgemeinde. Er gehört zum Team der Podcasts ‚Praktisch, Theologisch, Kirche‘ und ‚Predigen‘.

Foto: privat

Die zweite *Einsicht* lautet: Das Evangelium will Leben hervorbringen. Es ist keine Mitteilung, die man nur zur Kenntnis nimmt. Wenn das Evangelium verkündigt und gehört wird, dann – wird Kirche lebendig. Menschen finden zum Glauben, sie werden miteinander verbunden. Sie verstehen immer mehr vom Glauben, können ihn mit eigenen Worten ausdrücken, entdecken ihre Gaben. Sie verbinden sich miteinander und staunen, dass sie es in aller Verschiedenheit gut miteinander aushalten. Und sie merken, dass es zwar schön miteinander sein kann, aber dass sie auch eine Berufung haben: zum Segen zu werden für die Menschen in ihrem sozialen Umfeld – so wie es gerade hier und jetzt gebraucht wird. Und sie hoffen, dass sie dabei ihren Glauben bezeugen und zeigen können, was ihnen so kostbar wurde: das Evangelium! Und: dass sich Weiter ihrer Gemeinschaft und Christus anschließen. Freilich: Dass ihr Tun das bewirkt, ist nur zu erbitten und zu empfangen.

Fazit: Wenn es darum geht, ob eine Gemeinde unter anderen, *schwierigen* Bedingungen *selbst Gemeinde sein* kann, dann haben wir das Nötige und Unverzichtbare benannt: Menschen müssen sich treffen können (in räumlicher Nähe, regelmäßig), um zusammen das Evangelium zu hören, sich im Glauben zu üben und mit ihren Gaben mitzuwirken, wenn Gemeinde zum Leben erwacht. Wo das passiert, mit wenigen oder vielen, da ist Gemeinde. Bis hierher – hoffe ich – haben die meisten freundlich nickend mitgelesen. Das könnte sich jetzt ändern. Denn die *dritte Einsicht* kann als Zumutung erscheinen. Ich hoffe, dass sie dennoch als Entlastung verstanden wird.

Und hier ist sie: Was uns aus alter Gewohnheit notwendig erscheint, ist es vielleicht gar nicht. Ich meine sogar: ist es sicher nicht. Jedenfalls wenn das, was bisher gesagt wurde, in einfachen und bescheidenen Formen »funktioniert«. Denn die Reformatoren sagten zu allem anderen, was wir in der Kirche haben: »Das sind Adiaphora!« Ein Adiaphoron ist das, was nicht über »wohl und wehe« einer Gemeinde entscheidet. Es ist darum nicht *gleichgültig*. Es kann uns bereichern. Es soll dem Evangelium gemäß ausgestaltet sein. Aber am Adiaphoron entscheidet sich *nicht*, ob Kirche wirklich *Kirche Jesu Christi* ist. Man sprach auch von »Mitteldingen« (das bedeutet: Hier geht es nicht um Hauptsachen!) Was gehört dazu – und was folgt daraus?

Wir könnten damit beginnen: Unser Programm als Gemeinde gehört zu den Mitteldingen. Gut und nützlich, aber nicht nötig. Unsere Gottesdienstordnung. Unsere Wochenpläne. Unsere Liederbücher und Instrumente. Unsere Bänke in der Kirche. Unsere Kirchweih im Juli. Drei Gottesdienste am Heiligabend. Der Ablauf unserer Sitzungen.

O.k., machen wir es schmerzhafter: Ein wichtiger Begriff in der Debatte ist »Exnovation«. Das ist das Ge-

genstück zu Innovation. Exnovation schaut sich Adiaphora an und fragt: Brauchen wir das wirklich – oder kann das weg? Wird es Zeit, dass wir uns von lang Vertrautem, lieb Gewonnenem trennen, von bestimmten Gruppen, Veranstaltungen, Liturgien, Bauplänen, Gewohnheiten – damit wir wieder Luft schnappen und Kraft bekommen zu pflegen, was jetzt dran ist, oder zu beginnen, was uns nach vorne brächte?

Darf es noch etwas mehr sein? Droht uns der Verlust der Pfarrstelle? Eines Gebäudes? Oder der rechtlichen Unabhängigkeit? O.k., wir werden nicht gleich jubelnd zustimmen. Aber was, wenn es so kommt? Dann wird es plötzlich ernst. Theologie wird ernst: Denn das sind Adiaphora. Es tut weh, aber mit dieser Einsicht im Rücken treten wir einen Schritt zurück und sagen: Das ist schwer! Aber das ist *nicht* die Axt an der Wurzel unserer Gemeinde. Es geht (»nur«) um Adiaphora:

- Das *Gebäude*: Natürlich hängen wir an der Kirche, in der wir konfirmiert oder getraut wurden. Aber wenn wir sie verlieren, treffen wir uns eben woanders: beim ökumenischen Nachbarn, in einer Schulaula, im Vereinsheim oder im Autohaus. Besser so als gar nicht. Die ersten Christen hatten bis ins 4. Jh. keine Kirchen; sie trafen sich in Privathäusern und an öffentlichen Plätzen.

- Die *Pfarrstelle* (und: Kantorin, Küster, Gemeindepädagogin u.a.): Das schmerzt noch etwas mehr. Wer soll jetzt den Gottesdienst leiten? Wer soll unsere Toten bestatten und die Konfis unterrichten? Das ist eine massive Herausforderung, aber sie betrifft ein Adiaphoron. Es soll in der Gemeinde *Menschen* geben, die den *Auftrag* zum Predigen, für Abendmahl und Taufe haben. Aber die müssen nicht akademisch gebildete Pfarrpersonen mit Beamtenlöhnen sein. Wir haben uns daran gewöhnt, aber es hat auch die Gaben der Gemeinde verkümmern und sie unmündig werden lassen. Jetzt ist es nötig, die Gemeinde zu ertüchtigen und zu ermächtigen, ihr Leben selbst in die Hand zu nehmen. Auch den Gottesdienst. Mit einfachen Liturgien. Mit Prädikant:innen. Mit Bibelteilen im Gottesdienst. Mit Hauptamtlichen in der Region, die vor Ort unterstützen, anleiten und ab und an Gottesdienst gestalten. Jetzt müssen wir es üben, damit es dann klappt, wenn es ernst wird.

Eine *Zwischenbemerkung*: Das kann an vielen Orten klappen, aber nicht an allen. Manche sind schon jetzt zu erschöpft. Dann wird es auch Abschiede geben und Trauer. Und dann wird man unter den Mantel regionaler Zusammenschlüsse schlüpfen.

- Die *Regionalgemeinde*: In den Landeskirchen ist es Realität. Immer größere Gebilde entstehen. Der Status als Körperschaft (KdöR) wandert von der Ortsgemeinde zur Regionalgemeinde. Ob es immer so sein muss.

weiter auf Seite 7

Juristische Rahmenbedingungen

Welche Strukturen gibt es schon, welche brauchen wir?

Viele Landeskirchen befassen sich mit der Frage nach einer zeitgemäßen Struktur für die Ebene der Kirchengemeinden. Oder haben wir die vielleicht schon?!

Die Grundordnung der EKKW geht von der Kirchengemeinde als Keimzelle allen kirchlichen Handelns aus. Die Kirchengemeinde wird durch den Kirchenvorstand vertreten. Ihm gehören die örtlich zuständigen Pfarrpersonen, gewählte Kirchenvorsteher und von ihnen berufene Mitglieder an. Für besondere Aufgaben des kirchlichen Lebens und der Verwaltung kann er Ausschüsse aus seinen Mitgliedern und anderen Gemeindegliedern bilden, insbesondere für einzelne Gemeindegebiete. Entscheidungen bleiben ihm vorbehalten, soweit er sie nicht für einzelne Angelegenheiten dem Ausschuss zuweist. – Soweit der Rechtstext.

Nach geltendem Recht können in einer Kirchengemeinde Substrukturen für einzelne Themen (Bsp. Finanz-, Bau-, oder Jugendausschuss) oder einzelne Gebiete (sogenannte Ortsausschüsse) geschaffen werden. Den Umfang der Eigenständigkeit beschließt der Kirchenvorstand. Der Kirchenvorstand ist hierbei gut beraten, die Expertise aus Fach- oder Ortsausschüssen ernst zu nehmen und Entscheidungskompetenzen zu übertragen. Dies dürfte Ehrenamtliche motivieren, sich in die Gemeindegarbeit einzubringen.

Kirchengemeinden können auch über ihre Grenzen hinweg zusammenarbeiten. Einige Formen sind gesetzlich geregelt; nicht jede Zusammenarbeit bedarf jedoch einer gesetzlichen Regelung.

Eine Form der Zusammenarbeit von Kirchengemeinden ist der Kooperationsraum. In jedem Kirchenkreis wird für mehrere Kirchengemeinden mit Pfarrstellen im Umfang von mindestens drei vollen Dienstaufträgen jeweils ein Kooperationsraum zur gemeinsamen Gestaltung der kirchlichen Arbeit und pfarramtlichen Versorgung errichtet. Umfang und Form der Zusammenarbeit wird in einer Vereinbarung zwischen den Kirchengemeinden geregelt. Der Kooperationsraum ist ein rechtlich unselbständiger Zusammenschluss.

Das Kirchengesetz über Kooperationsräume führt bereits zahlreiche Möglichkeiten der Zusammenarbeit auf: gemeinsame Veranstaltungen und Projekte, Gottesdienst- und Gemeindekonzepte, Konfirmandenarbeit, Schulunterricht, Arbeit mit Kindern und Jugendlichen, Seniorenarbeit, Kirchenmusik, Diakonie, Erwachsenenbildung, Öffentlichkeitsarbeit oder Verwaltungsaufgaben. D.h. Aufgaben können effizient gebündelt oder Gaben orientiert im Kooperationsraum aufgeteilt werden und das unterhalb der rechtlichen Schwelle zur Vereinigung von Kirchengemeinden oder der Gründung eines Gesamt- oder Zweckverbands. Ferner können sich Kirchengemeinden zur gemeinsamen Erfül-

lung eines umfassenden Aufgabenbereichs zu Gesamtverbänden oder zur gemeinsamen Wahrnehmung einzelner Aufgaben zu Zweckverbänden zusammenschließen. Gesamt- und Zweckverbände sind eigenständige Körperschaften des öffentlichen Rechts.

Die Stärke der Bündelung von Aufgaben zeigt sich z.B. sehr deutlich bei den Zweckverbänden zum Betreiben von Tageseinrichtungen für Kinder. Zuvor waren die Kirchengemeinden Träger der Einrichtung. In der Folge werden die Personal- oder Gebäudefragen manch eine Tagesordnung für eine Kirchenvorstandssitzung überlastet haben. Die Aufgabenbündelung ist in solchen Bereichen unbedingt sinnvoll. In diesen Fällen ist eine selbständige Körperschaft als Anstellungsträger erforderlich – die richtige Struktur ist ein Zweckverband.

In den letzten Jahren war die Struktur eines Gesamtverbandes für Neugründungen ohne große praktische Relevanz. Gesamtverbände wurden einst als Vorstufe zur Vereinigung von Kirchengemeinden beworben. Letztlich erhöht diese Struktur allerdings auch die Anzahl an Gremien und Sitzungen. Als Anstellungsträger wurde der Gesamtverband zunehmend uninteressant, da Anstellungsverhältnisse meist auf der Ebene der Kirchenkreise gebündelt wurden. Die Zwischenstufe Gesamtverband hatte damit an Attraktivität verloren und es wurden Vereinigungen von Kirchengemeinden angestrebt. Allein in den letzten drei Jahren haben insgesamt fast 160 Kirchengemeinden (23% der Gemeinden zum Stand 31.12.2023) ihre Struktur durch Vereinigungen verändert. Bei einigen dieser Vereinigungen wurden Ortsausschüsse gegründet, um die lokalen Belange der bisherigen Gemeinden besser im Blick zu behalten. Aus früheren Vereinigungen wissen wir, dass in vielen Fällen die Ortsausschüsse bereits nach einer Amtszeit des Kirchenvorstands wieder aufgegeben wurden, da man zwischenzeitlich eine gemeinsame Identität entwickelt hatte.

In der körperschaftsrechtlichen Beratungspraxis ließen sich die Wünsche und Fragen aus den Kirchengemeinden mit den bestehenden Strukturen gut abbilden. Auch wenn ihre Basis auf die Grundordnung von 1967 zurückgeht, sind sie durch spätere Ergänzungen zeitgemäß geblieben. Allerdings wird in den nächsten Jahren vermutlich die Frage zu beantworten sein, ob der Zugang zu den Organen und Gremien noch zeitgemäß ist. D.h. die Frage, in welcher Form Kirchenvorstände zu wählen sind oder z.B. ob auch Mitglieder in Ausschüssen unmittelbar durch die Gemeinden gewählt werden können. ■



Andreas Schmeitz
ist seit 2017 Referatsleiter Dienstrecht, Arbeitsrecht und Organisation Körperschaften im Landeskirchenamt der EKKW. Zuvor selbständiger Rechtsanwalt in Aachen.

Foto: medio tv schauderna

Ehrenamt macht glücklich – aber nicht als Lückenbüßer

Ohne sie geht nichts

Kurz habe ich überlegt, ob ich „sie“ klein oder groß schreiben soll. Denn beides stimmt: Ohne sie wäre vieles nicht möglich, in den Gemeinden und in der Kirche. Ohne Sie/Sie als ehrenamtlich engagierter Person. Zählt man sie in einer Kirchengemeinde zusammen, kommt man oft auf mehr als hundert Jugendliche, Frauen und Männer, die in ihrer Freizeit für andere da sind: besuchen, singen, musizieren, den Gemeindebrief austragen, sich kreativ und handwerklich einbringen, ein Team oder eine Gruppe leiten oder Verantwortung im Gottesdienst und in der Gemeindeleitung übernehmen. (In der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Bayern mit zwei Millionen Mitgliedern sind es mehr als 120.000 Menschen.)

Ehrenamt auf allen Ebenen

Nicht nur an der Basis übernehmen Ehrenamtliche Verantwortung: Kirchenvorstände leiten gemeinsam mit den Hauptberuflichen vor Ort, auf der mittleren Ebene und auf der Ebene der Kirchenleitung in Synoden und Kirchenleitungen sind sie ein selbstbewusstes Gegenüber zu Dekan:innen, Oberkirchenrät:innen und Bischöf:innen.

Ehrenamt tut gut – anderen und einem selbst

Was treibt Sie an? Macht Ehrenamt glücklich? Studien belegen klar, dass aktive Ehrenamtliche sinnvoll, zufrieden, glücklich und sogar länger leben und seltener depressiv werden¹. Und das bei all dem Stress und manchmal auch Ärger? Oder ist ein Ehrenamt am Ende doch nur Masochismus von Menschen, die, wenn sie gefragt werden, nicht nein sagen können? Hier die häufigsten Antworten bei der Frage nach der Motivation „Warum machen Sie das?“ in der Reihenfolge ihrer Häufigkeit²:

1. Ich habe Spaß daran.
2. Ich tue etwas mit anderen zusammen.
3. Ich tue es aus meiner Verantwortung als Christ.
4. Ich tue etwas Sinnvolles in meiner Freizeit.
5. Ich gestalte die Gesellschaft mit.

Ehrenamtliche prägen das Gemeindeleben, übernehmen Verantwortung und leben ihren Glauben in der Praxis. Genau darin liegt für viele die Motivation: aktiv Kirche mitgestalten, christliche Werte leben und Spaß dabei haben.

Neue Rollen

Nun könnte der Verdacht aufkommen, dass aktuell so intensiv für das Ehrenamt geworben wird, weil die Einnahmen der kleiner werdenden Kirche sinken und hauptberufliche Pfarrer*innen, Diakon*innen und andere Berufsgruppen deutlich weniger werden. Meine Einschätzung dazu:

- Die aktuell hohe Zahl an Hauptamtlichen war und ist ein Segen.
- Kirche wird ehrenamtlicher werden – das passt gut zu uns Evangelischen und unseren reformatorischen Wurzeln.
- Ehrenamtliche werden und sollen nicht alles stemmen, was hauptberuflich nicht mehr geleistet werden kann. Im Ehrenamt ist Freiheit – bei aller Treue.
- Manche Ehrenamtliche sind durchaus bereit, mehr Verantwortung zu übernehmen, zum Beispiel bei Leitungsaufgaben. Sie verdienen die bestmögliche Unterstützung und Fortbildung.
- Hauptberufliche müssen bereit sein, Verantwortung in andere Hände zu geben.
- Damit ändern sich auch Rollenbilder: Hauptberufliche stehen nicht mehr allein im Vordergrund, sondern unterstützen Ehrenamtliche, sorgen für gute Rahmenbedingungen und teilen ihre Macht. Und Ehrenamtliche ergreifen selbst die Initiative und erwarten nicht alles von ihren Hauptberuflichen oder ihrer Kirche.

Gut begleitet und unterstützt

Damit das Ehrenamt gelingt, braucht es gute Rahmenbedingungen. Die Kirche tut viel dafür: Ehrenamtsgesetze sorgen zum Beispiel dafür, dass Fahrtkosten oder Materialausgaben übernommen werden können. Oft ist das sogar über eine pauschale Erstattung möglich – einfacher und unbürokratischer als früher.

Doch auch jenseits des Finanziellen gibt es umfangreiche Unterstützung: Fortbildungen, fachliche Beratung, Supervision und Geistliche Begleitung – all das hilft, das eigene Engagement gut und mit Freude zu gestalten. Ehrenamtliche erleben so: Ich bin nicht nur in meiner Funktion gefragt, sondern werde als Mensch gesehen.

Ehrenamt braucht Gemeinschaft

Neben der fachlichen Unterstützung ist vielen auch der Austausch mit anderen wichtig. Zentrale Servicestellen der Landeskirchen organisieren regelmäßig Treffen zur Vernetzung – zum Beispiel für Mitglieder in der Gemeindeleitung oder für Engagierte in der Jugendarbeit. Solche Treffen verbinden und bringen neue Ideen.

Ehrenamt ist freiwillig – und wertvoll

Angesichts knapper werdender Mittel und weniger Hauptberuflicher wird das Ehrenamt immer wichtiger. Aber: Es soll kein Ersatz für Hauptberufliche sein! Ehrenamtliche sollen das tun, was sie gerne machen – und nicht das, wo sich Lücken auftun. Nur so wird das Ehrenamt nicht zum Frust, sondern bereichert Gemeinden und Kirche. ■



Martin Simon
ist Pfarrer und Gemeindeberater

Referent #Kirchenvorstand und #Ehrenamt in der Wirkstatt evangelisch für Kirchen- und Gemeindeentwicklung in der Evang.-Luth. Kirche in Bayern.

¹ z.B. Alterssurvey des Deutschen Zentrums für Altersfragen (DEAS); Studien der Harvard School of Public Health 2020; Meta-Analyse in Psychological Bulletin 2013

² Ehrenamtsevaluationen der ELKB von 2012, 2017 und 2022

Dr. Anne Lepper

Ehrenamtliche gestalten Gottesdienst –

Selbstbestimmt, anders, richtig gut

Was geschieht, wenn Ehrenamtliche selbst Gottesdienste gestalten? Sie entdecken nicht nur neue Formen, sondern auch den eigenen Glauben, Gemeinschaft – und ein neues Zutrauen in Kirche.

Ich möchte mit Ihnen ein Geschenk teilen: Für diesen Artikel habe ich die 160 Ehrenamtlichen angeschrieben, die an den ersten beiden Schulungen in Baden teilgenommen haben und nach einer eintägigen Schulung selbst Gottesdienste gestalten – ohne Prädikant*innenausbildung¹. Ich bat sie, von ihren Erfahrungen zu erzählen. Ihre Antworten haben mich tief berührt, in meinem Christinsein bestärkt und mir erneut gezeigt, wie wertvoll es ist, zur Kirche zu gehören.

„Was glaube ich eigentlich?“

„Meiner Seele tut das sehr gut und es bestärkt mich in meinem Glauben“, schreibt eine Teilnehmerin über das Vorbereiten und Feiern von Gottesdiensten. Eine andere bestätigt: „Die (Mit-)Gestaltung von Gottesdiensten ist für mich mehr als die Übernahme einer Aufgabe. Sie fordert mich heraus und bringt mich immer wieder dazu, mich persönlich mit meinem Glauben auseinanderzusetzen.“

Genau das berührt mich: Wer einen Gottesdienst vorbereitet, beschäftigt sich nicht nur mit Liturgie, Liedern und Texten. Es geht an den eigenen Glauben. „Oft lese ich einen Text zunächst und denke, ich hätte ihn verstanden. Wenn ich mich dann intensiver damit beschäftige, merke ich, wie viele Fragen und unterschiedliche Perspektiven darin stecken.“ Wer aus einem biblischen Text einen Impuls oder einen roten Faden für einen Gottesdienst entwickeln will, entdeckt, wie vielfältig ein einziger Text verstanden werden kann.

Dabei hilft die Arbeit im Team: „Ich erlebe es als große Bereicherung, wenn jemand einen Bibeltext ganz anders versteht als ich oder einen Gedanken einbringt, auf den ich selbst nie gekommen wäre. Manchmal verändert eine solche Perspektive sogar meinen eigenen Zugang zu einem Text.“ Als Gottesdienstbesucher*in begegnet man meist der Perspektive, die eine Person für ihre Predigt oder ihren Impuls gewählt hat. Selbst über einen Text nachzudenken und darüber mit anderen ins Gespräch zu kommen, führt weiter: „Was glaube ich eigentlich? Was ist mir wichtig? Und wie kann ich das, was mich trägt, so ausdrücken, dass es auch für andere verständlich und relevant wird?“ Genau das zieht sich durch die Rückmeldungen: Die Ehrenamtlichen werden sprachfähiger über ihren eigenen Glauben. Das klingt ziemlich nach dem Priestertum aller Gläubigen.

Und was macht jetzt die Pfarrperson?

Sie wird keineswegs überflüssig. Aber ihre Rolle verändert sich. Eine Pfarrerin hat sich aus der Planung der ehrenamtlichen Gottesdienste vollständig zurückgezogen. Das Team empfindet das als Vertrauensbeweis – und stellt augenzwinkernd fest, die Pfarrerin müsse eben „aushalten, dass der Gottesdienst anders verläuft“.

Andere beschreiben Hauptamtliche als Ermutiger: als Menschen, bei denen man nachfragen, mit denen man über Bibeltexte nachdenken und auf deren liturgisches Wissen man zurückgreifen kann. Eine Teilnehmerin bringt es auf den Punkt: „Ohne die Vorarbeit der Profis ginge gar nichts.“ Sie sei froh, sich an sorgfältig entwickelten Gottesdienstordnungen orientieren zu können. Gleichzeitig sagt sie, ohne den „ermutigenden Zuspruch“ ihres Pfarrers hätte sie nicht gewagt, die eigene „Andacht mit Mitsingband“ zu feiern. Die Rolle der Hauptamtlichen bleibt also wichtig – in der Ermutigung, der theologischen und liturgischen Begleitung und vor allem im Zutrauen.

Die Gemeinschaft in der Gemeinde wächst.

Was mich außerdem beeindruckt, ist die Gemeinschaft, die beim gemeinsamen Vorbereiten und Feiern entsteht. Eine Person aus einem Team von acht Ehrenamtlichen zwischen 45 und 72 Jahren berichtet: „Wir begegnen uns auf Augenhöhe, jeder kann sich und seine Ideen einbringen.“ Eine andere Teilnehmerin staunt darüber, „was für wertvolle Menschen mitarbeiten, die tolle Ideen haben, die man von demjenigen nicht so erwartet hätte“.

Und schließlich verändert sich der Blick auf Gemeinde selbst: „Wenn Menschen nicht nur zuhören, sondern selbst mitgestalten können, verändert das etwas. Sie werden zu Beteiligten und übernehmen Verantwortung.“ Eine stärkere Verbundenheit innerhalb der Gemeinde sei dadurch entstanden.

In den Antworten auf meine Mail habe ich ein Stück Zukunft der Kirche gesehen: Menschen nicht nur einzuladen, Gottesdienst zu besuchen, sondern ihnen zuzutrauen, ihn selbst zu gestalten. Nicht als Ersatz für Hauptamtliche und nicht als Gottesdienst zweiter Klasse. Sondern weil Kirche dort lebendig wird, wo Menschen ihren Glauben miteinander teilen, Verantwortung übernehmen – und dabei entdecken: Wir können Kirche. Und das berührt mich, denn wir sind alle Kirche. ■



Pfrin. Dr. Anne Lepper ist Leiterin der Fachstelle Ehrenamt und Kirche in neuen Formen in der ev. Landeskirche in Baden. Sie begleitet Ehrenamtlichen und gestaltet mit ihnen die Kirche für heute und morgen.

¹ In Baden gibt es keinen Lektoren.



Fortsetzung von Seite 3

Was braucht die Gemeinde?

ob jede vitale Ortsgemeinde in diese Bünde gezwungen werden sollte (oder als eigener *Erprobungsraum* in der Region segensreicher mitwirkte), wird diskutiert. Muss alles mit dem Rasenmäher auf gleiche Höhe geschnitten werden? Ich habe Zweifel, aber es reduziert Konfliktfelder. Nehmen wir an, es sei so. Dann kann es ja sein, dass wir in der Region vieles besser und leichter schaffen als *allein*: Gebäudemanagement, Haushaltspläne, große Events, aber auch Chor und Bibelwoche. Mir käme es darauf an, dass überall, wo Christen an einem Ort wohnen und miteinander weiter *Gemeinde sein wollen*, die Ordnungen so gefasst werden, dass sie miteinander das Evangelium hören, feiern, beten, arbeiten können. Größer oder kleiner, aufwändiger oder bescheidener. Aber: Gemeinde im Nahbereich der Menschen, zu denen sie gesandt sind. Wir sind nur noch Körperschaft *kirchlichen* Rechts? O.k., das schmerzt oder/und entlastet, aber ist es das Ende? Worauf zu achten wäre: In einer regioloalen Logik wird man alles tun, dass örtliche Gemeinden bestehen können, selbst Verantwortung für ihr Leben vor Ort tragen, ein anständiges Budget haben (nicht nur eine »Kekskasse«), Unterstützung durch die Hauptamtlichen in der Region bekommen und als regelmäßige Versammlung unter Wort und Sakrament zusammenkommen. Je besser das Ehrenamt eingespielt ist, desto eher kann es gelingen – und Freude bereiten.

Ach ja, es gibt eine *vierte* Einsicht. Sie hat nichts mit dem Grundlegenden oder den Adiaphora zu tun, aber mit der Kultur der Gemeinde. Kultur – das sind unsere

Haltungen und unser Umgang miteinander, unsere Gewohnheiten, die Atmosphäre bei uns:

- *Mut zum Abschied* (oder zur Exnovation): Es bleibt nicht, wie es ist. Es wird nicht wieder wie früher. Festhalten am Alten trägt uns nicht durch diese komplizierte Phase. Die Welt vor uns ist nicht mehr so wie die Welt hinter uns.
- *Mut zum Aufbruch*: Was sollten wir uns trauen, anpacken, einfach machen?
- *Konzentration*: Man muss als Gemeinde nicht alles tun, was traditionell getan wurde. Wir brauchen die Treffen, bei denen wir das Evangelium hören, wir brauchen die Teams, die alles verantworten, und die wenigen Dienste, die unser Auftrag in unserer Gegend sind. Punkt.
- *Sinn für das Miteinander in der Kirche*: Wenn wir enger zusammenrücken, wird das nur klappen, wenn wir mehr tun als Strukturen zu verknüpfen. Wir brauchen Zeit zu Begegnung, Kennenlernen, zum Aufbau von Vertrauen, zum Begraben alter Kriegsbeile und zum gemeinsamen Suchen nach Gottes Zusagen und Wegweisungen. Denn: Davon lebt die Gemeinde derer, die sich Christus anschließen. ■

Das Thema der Ausgabe 1/2027:

Mit Krisen umgehen

Foto: pixelio.com

Leitartikel

Impressum

Herausgeber

- Evangelische Kirche in Hessen und Nassau: eaA – Ehrenamtsakademie
- Evangelisch-Lutherische Kirche in Bayern: Werkstatt evangelisch für Gemeinde- und Kirchenentwicklung
- Evangelisch-Lutherische Landeskirche Hannovers: Evangelische Agentur
- Evangelische Kirche von Kurhessen-Waldeck: Landeskirchenamt – Gemeindeentwicklung und Missionarische Dienste
- Evangelisch-Lutherische Kirche in Norddeutschland: Werk für Kirchen- und Gemeindeentwicklung der Ev. Luth. Kirche in Norddeutschland.

- Evangelische Kirche von Westfalen: oikos-Institut für Mission und Ökumene

Redaktion

- Verantwortl. Redakteurin: Bianca Rolf (Dortmund)
 - Dr. Ralph Fischer (Fulda)
 - Ina Wittmeier (Darmstadt)
 - Martin Simon (Nürnberg)
 - Hartmut Schneider (Hammersbach)
 - Dr. Kristin Junga (Hamburg)
 - Kuno Klinkenborg (Dortmund)
- Anschrift der Redaktion**
Redaktion „Gemeinde leiten“
Bianca Rolf
oikos-Institut für Mission und Ökumene
Olpe 35, 44135 Dortmund

Layout

Medienhaus der Ev. Kirche in Hessen und Nassau GmbH, Frankfurt am Main

„Gemeinde leiten“ erscheint vier Mal im Jahr. Der innerkirchliche Vertrieb geschieht durch die Herausgeber. Eine darüber hinausgehende Verwertung von Beiträgen ist nur mit Zustimmung durch die Autorinnen/Autoren gestattet. Es gelten die aktuellen Urhebergesetze.

Ältere Ausgaben von „Gemeinde leiten“ können über das Medienhaus bestellt werden: <https://medienhaus.ekhn.de> – Link: „Medienmarken“ – „Gemeinde leiten“.

Namentlich gekennzeichnete Beiträge spiegeln nicht notwendig die Meinung der Redaktion wider.

Medienhaus der Ev. Kirche in
Hessen und Nassau GmbH
Emil-von-Behring-Str. 3
60439 Frankfurt am Main



Michael Wolf
Kirchenrat, Referent für
Kirchenentwicklung und
junge Generation der
Ev.-Luth. Kirche in Bay-
ern, Landeskirchenamt,
Abteilung K Kirche und
Gesellschaft.

<https://mut-elkb.de/>

Foto: privat

Michael Wolf

Kirche als Mischwald

Lichte Buchenwälder, dunkle Fichtenhänge: Der Wald ist vielfältig – aber in schlechtem Zustand. Auch die Kirche braucht mehr Vielfalt an Formen, um in einer veränderten Welt lebendig und widerstandsfähig zu bleiben.

Wälder sind wunderbare Orte: Tief durchatmen, die Kraft der Bäume spüren, zur Ruhe kommen. Doch vielen Wäldern in Deutschland geht es schlecht. Trockenheit, Hitze und Wetterextreme setzen den Bäumen an vielen Orten zu. Sie geraten an ihre Belastungsgrenzen. Forstleute reagieren darauf mit neuen Konzepten. Sie erproben verschiedene Baumarten und Mischungen, um Wälder widerstandsfähiger zu machen. Der Wald der Zukunft muss Trockenheit, Starkregen, Stürme, Spätfröste und Schädlinge aushalten können. Er soll Lebensraum bieten, Wasser speichern, das Klima schützen und ein Ort der Erholung bleiben. Deshalb sprechen Fachleute von einem Waldumbau, der Jahrzehnte dauern wird. Vielleicht lässt sich daraus etwas für die Kirche lernen.

Auch die Kirche befindet sich in einer Zeit des Wandels. Vertraute Formen tragen nicht mehr selbstverständlich wie früher. Mitgliedschaft, Gottesdienstbesuch und traditionelle Gemeindestrukturen verändern sich. Die Antwort liegt nicht darin, den bisherigen „Kirchenwald“ komplett abzuholzen. Eher geht es darum, einen vielfältigeren und widerstandsfähigeren kirchlichen Mischwald wachsen zu lassen. Genau hier setzt das bayerische MUT-Projekt an. MUT steht für missional, unkonventionell, Tandem. Dabei gilt: Nicht alles muss sofort funktionieren oder für die Ewigkeit bestehen. Entscheidend ist die Bereitschaft, zuzuhören, zu experimentieren und aus Erfahrungen zu lernen.

Ein Beispiel ist die Initiative Munich.Church.Refresh. In einer Stadt wie München mit vielen jungen Erwachsenen steht die Frage im Mittelpunkt, wie Kirche für diese Menschen relevant sein kann. MUT beginnt mit Zuhören: Was beschäftigt Menschen? Welche Sehnsüchte und Fragen haben sie? Daraus entstehen neue Formen von Gemeinschaft und Spiritualität. In den vergangenen Jahren wurden Formate wie Dinner Church, Fokus- & Funk-Gottesdienste, Hiking Church, Glaubenssache Klima oder Co-Working-Angebote entwickelt.

Ein weiteres Beispiel ist Lichtzeit Fürth. Bei dieser MUT-Initiative kommen Menschen mit unterschiedlichen Erfahrungen und Einstellungen zu Kirche und

Glauben zusammen. Gottesdienste finden im Kulturzentrum Kofferfabrik statt, andere Angebote in Wohnzimmer oder draußen in der Natur. Es gibt Raum für Musik, Gespräche, Bibel, Gebet, Zweifel und Gemeinschaft. Kirche entsteht dort, wo Menschen leben. Entscheidend ist dabei nicht die ungewöhnliche Location. Entscheidend ist die Haltung: Kirche geht zu den Menschen, hört ihnen zu und traut ihnen zu, selbst Kirche mitzugestalten. Ein widerstandsfähiger Wald besteht nicht aus einer einzigen Baumart. Bäume wachsen nebeneinander, bringen unterschiedliche Stärken mit und erhöhen gemeinsam die Widerstandskraft des Ganzen.

Auch die Zukunft der Kirche könnte so aussehen: klassische Kirchengemeinden und neue Communities, Kirchengebäude und Alltagsorte, vertraute Gruppen und neue Netzwerke – orientiert am Sozialraum der Menschen. Nicht jede Gemeinde muss alles anbieten. Kirche wird gemeinsam in einer Region gestaltet.

Für Kirchenvorstände eröffnet das eine wichtige Perspektive. Die Frage lautet nicht: Wie erhalten wir das Bestehende? Sondern: Was braucht es, damit Kirche künftig vielfältig und lebendig sein kann? Eine „Vollversorgung“ entsteht gemeinsam, als Netzwerk in einer Region. Dazu gehört Mut. Vielleicht braucht es einen neuen Ort, ein neues Format oder Kooperationen mit Menschen. Nicht alles wird gelingen. Beim Waldumbau weiß heute niemand genau, wie der Wald in fünfzig oder hundert Jahren aussehen wird. Man kann jedoch Bedingungen schaffen, unter denen er Zukunft hat. Wir müssen die Kirche der Zukunft nicht vollständig kennen. Aber wir können heute Räume schaffen, in denen Neues wachsen kann.

Vielleicht ist genau das die Aufgabe: nicht überall denselben Kirchenwald zu erhalten, sondern unterschiedliche Formen von Kirche wachsen zu lassen. Manche werden vertraut sein, andere überraschend. Manche bleiben lange bestehen, andere verschwinden wieder. Gerade darin liegt Hoffnung: Kirche muss nicht überall gleich aussehen, um Kirche zu sein. Ihre Wurzeln bleiben, ihre Gestalt darf sich verändern. ■